

Die Waisenkinder von Simbabwe

Ruedi Lüthy

Als ich Tendai zum ersten Mal sah, war ich erschüttert. Es gibt wohl in jedem Beruf Aspekte, die einen an die Grenzen bringen. In meinem Alltag in der Newlands Clinic sind es die Waisenkinder. Rund drei Viertel unserer rund tausend kleinen Patienten sind Aids-Waisen. Unicef schätzt, dass in Simbabwe 1,1 Millionen Kinder und Jugendliche ohne Eltern aufwachsen. Das sind knapp zehn Prozent der gesamten Bevölkerung.

Tendai ist eine von ihnen. Ich sah sie erstmals im Jahr 2004, als wir die ersten Patienten behandelten. Sie muss damals 11 oder 12 Jahre alt gewesen sein und sass wie ein Häuflein Elend auf dem grünen Laken des Untersuchungsbettes. Ein Skelett mit Haut. Wenn man sie berührte, schrie sie laut auf vor Angst und Schmerz. Ich weiss nicht, wie unsere Kinderkrankenschwester Nicola und ich es geschafft haben, sie schliesslich zu untersuchen. Doch ich erinnere mich heute noch genau an die Abmachung, die die beiden an jenem Nachmittag getroffen haben: «Together we will make it!»

Wir begannen sofort mit der HIV-Therapie, und Tendai erholte sich rasch. Ich erinnere mich noch gut, wie sie kurz darauf an einem Gartenfest, das wir für die Kinder und Jugendlichen organisiert hatten, unter einem grossen Baum sass. Sie war noch schwach und zittrig, aber ihre Augen strahlten: Sie hielt in jeder Hand ein grosses Stück gegrilltes Fleisch und ass genüsslich Biss für Biss. Es war zufällig ihr Geburtstag, und die ganze Gesellschaft sang für sie «Happy Birthday». Noch nie in ihrem Leben hatte jemand ihren Geburtstag gefeiert, geschweige denn ein Lied für sie gesungen.

Damals wusste ich noch wenig über das Schicksal der Aids-Waisen in Simbabwe. Inzwischen könnte ich unzählige traurige Geschichten darüber erzählen. Sie gleichen einander oft. Waisenkinder sind hier in Simbabwe in der sozialen Rangordnung ganz unten. Traditionellerweise müssen sich Angehörige desselben «Totems» – der Bevölkerungsgruppe mit denselben Vorfahren – um sie kümmern. Es ist gefährlich, ein Kind eines anderen Totems bei sich aufzunehmen. Wer dies dennoch tut, riskiert den Zorn der Ahnen. Die Waisen werden oft als grosse Belastung empfunden: ein Maul mehr zu füttern, wo es doch nicht mal für die eigenen Kinder genug zu essen hat. Ohne den Schutz der leiblichen Eltern sind sie zudem der Willkür, der Gewalt und leider auch den sexuellen Übergriffen ihrer Verwandten ausgeliefert. Weil viele von ihnen bei der Geburt mit dem HI-Virus angesteckt wurden, sind sie natürlich häufig krank und immer wieder pflegebedürftig.

Tendais Eltern starben, als sie ganz klein war, sie selber wurde bei der Geburt mit HIV angesteckt. Ihre Tante musste sie, der Tradition gehorchend, bei sich aufnehmen. Aus ihrem Missfallen machte die Tante nie ein Hehl: Das Mädchen wurde während seiner ganzen Kindheit tyrannisiert und diskriminiert. Als besonders schlimm empfand Tendai, dass ihre Tante ihren leiblichen Kindern jeweils etwas zu essen und zu trinken mit in die Schule gab. Sie selber bekam den ganzen Tag nichts. Noch schlimmer erging es ihr, als bekannt wurde, dass sie HIV-positiv war. Jetzt sterbe sie endlich, sagte ihr die Tante. Das Geschirr der Familie durfte sie von da an nicht mehr benutzen. Ihre ältere Schwester nahm Tendai schliesslich bei sich auf und brachte sie in unsere Klinik. Das rettete ihr Leben.

Seither sind neun Jahre vergangen. Tendai ist inzwischen aus der Newlands Clinic nicht mehr wegzudenken. Sie hat sich nicht nur bei uns erholt, sondern sie wurde eine wertvolle Vermittlerin zwischen den Krankenschwestern und den kleinen Patienten. Liebevoll kümmert sie sich täglich um die meist elternlosen Kinder und Jugendlichen: Sie spricht ihnen Mut zu, erklärt ihnen, was HIV im Körper anrichtet, ermuntert sie, die Medikamente regelmässig einzunehmen, oder hilft ihnen bei den Hausaufgaben. Tendai ist eine hübsche, wohlgenährte junge Frau geworden, sie ist verheiratet, und dank ihrem Wissen und ihrer Erfahrung hilft sie anderen HIV-positiven Kindern und Jugendlichen auf ihrem schweren Weg. Tendai ist eine von 1,1 Millionen Aids-Waisen in Simbabwe. Und leider eine der ganz wenigen, deren Schicksal ein Happy End hat.